Fotos sind nur Teilaspekte der Welt

Die Fotografie – auf den ersten Blick das naturgetreue Abbild eines Objekts oder einer Situation, bleibt doch immer nur ein Ausschnitt einer komplexen Wirklichkeit. Betrachtungen über den Umgang mit Fotos.

von Jens Jäger

Fotos: Keystone

Teilaspekte der Realität: der Sturz der Saddam-Statue in Bagdad 2003, Ankunft von Soldatensärgen aus dem Irak in den USA und regierungsfreundliche Kundgebungen im Iran Ende 2009.

Fotos haften im Gedächtnis. Sie funktionieren als Nachweis für erlebtes Geschehen und versprechen Augenzeugenschaft. Mit ihnen verknüpfen sich Erinnerungen und Geschichten. Zwar glaubt kaum jemand mehr daran, dass Fotografie immer und in jedem Fall als Beweis des Dargestellten gelten kann. Dennoch besitzen die Bilder aus der Kamera einen eigentümlichen Charakter, der stets die Möglichkeit einschliesst, dass sie vielleicht doch Beweise des Gezeigten sein können.

Über diese enge Beziehung zwischen Fotografie und Objekt wird schon lange debattiert. Dabei wird vor allem die technische Grundlage der Fotografie als wichtigstes Merkmal angeführt. Die Bilder entstehen nach optischen Gesetz-

1. Fotografische Ikonen
2. Bild und Wahrheit
3. Mit den Augen eines Fotografen
4. Was uns Fotos bedeuten

Foto: zVg

Louis Jacques Mandé Daguerre fotografierte 1838 als eines der ersten Objekte den Boulevard du Temple in Paris von 1838: Das Bild zeigte eine «falsche» Realität, denn die Strasse war typischerweise voller Menschen.

Foto: Keystone

Historische Wahrheit in gest
amerikanischen Sieges über

«Die Fotografie selbst ist nur Indiz, selten Beweis, aber immer Teil einer Kommunikation.»

Jens Jäger, Historiker

mässigkeiten und fotochemischen Abläufen, die in der normalen Fotografie das Ergebnis mitbestimmen. So gesehen ist das Foto stark von nichtmenschlichen Faktoren abhängig, kann also vordergründig nicht den gleichen subjektiven Entscheidungen unterliegen wie andere Bilder.

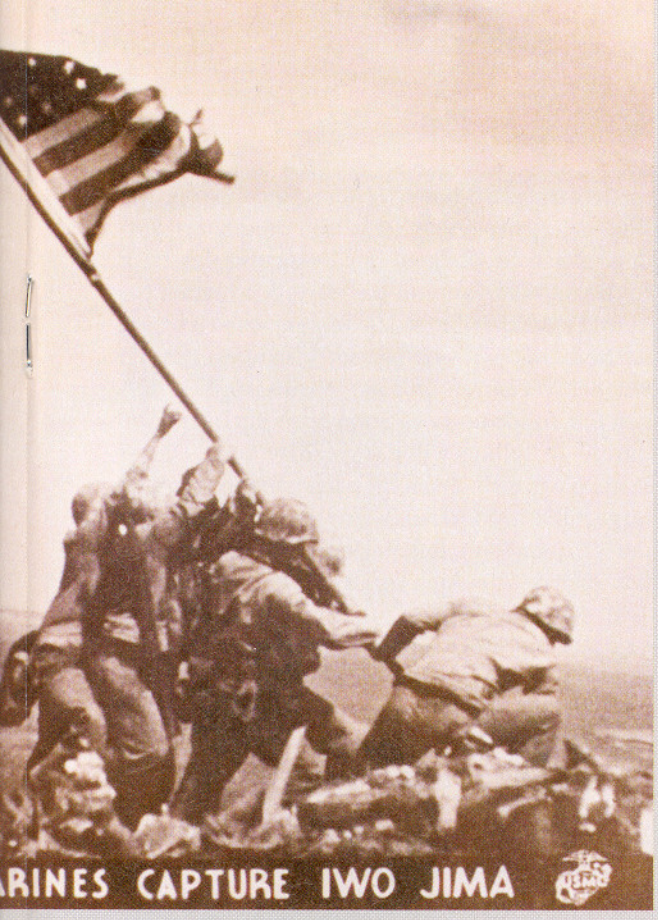
Die Betonung der technischen Seite der Fotografie führte lange Zeit dazu, dass man glaubte, die Bilder aus der Kamera würden wahrheitsgemäss abbilden oder zumindest doch wahrheitsgetreuer sein als andere Systeme der Bilderzeugung.

Seit der digitalen Revolution lassen sich nun aber Bilder erschaffen, die Fotografien zum Verwechseln ähnlich sind. Der Schritt ist jedoch weniger gross, als es scheint. Immer sind Betrachter darauf angewiesen zu wissen, woher die Bilder stammen, warum und wo sie erstellt wurden und mit welchen technischen Mitteln an ihnen gearbeitet worden ist. Die Fotografie selbst ist nur Indiz, selten Beweis, aber immer Teil einer Kommunikation.

Wenn wir also am Computer die eine oder andere Falte retuschieren oder einen störenden Hochleitungsmast aus der Landschaftsaufnahme entfernen, wollen wir die Botschaft einer Fotografie in unserem Sinne verändern. Meist sind sich die anvisierten Betrachter ja im Klaren, dass wir ein älteres Gesicht haben, und es gibt fast immer jemanden, der um die fehlende Hochspannungsleitung weiss. Dieses notwendige Wissen geht aber dann verloren, wenn der ursprüngliche Zusammenhang der Fotografie verlassen wird. Ohne dieses Wissen teilt eine Fotografie wenig mit, wird mehr und mehr ästhetisches Objekt oder ein Ansporn, mehr über das Bild in Erfahrung zu bringen.

Fotografie und Objektivität

Die digitalen Techniken der Fotografie haben die Frage erneut aufgeworfen, ob der Fotografie zu trauen ist. Die Fotochemie ist in der digitalen Fotografie als Wahrheitsgarant weggefallen, und die vielfältigen Möglichkeiten der Bildbearbeitung haben hier nachhaltige Zweifel ausgelöst. Neu sind diese Zweifel nicht; dazu genügt ein Blick auf die Argumente, mit denen schon 1839 – dem eigentlich offiziösen Geburtsjahr der Fotografie – die besondere Qualität der Bilder gekennzeichnet wurde.



in gestellter Aufnahme: Diese Fotografie wurde zum Symbol des es über die Japaner im Zweiten Weltkrieg.

Eine der ersten Aufnahmen, die einer der Erfinder der Fotografie, Louis Jacques Mandé Daguerre, zeigte, war ein Bild des Boulevard du Temple in Paris von 1838 (siehe Foto oben links). Es zeigt einen fast menschenleeren Boulevard. Das entsprach nicht der damaligen Erfahrung, denn eigentlich war die Strasse stets belebt. Diesen Unterschied zwischen Bild und Lebenswelt sahen auch schon zeitgenössische Betrachter.

Frühe Förderer der Fotografie betonten dagegen die wissenschaftliche Genauigkeit der Abbildung und den geringen Einfluss des Fotografen auf das Bild (erst im späteren 19. Jahrhundert wurde Fotografen ein Urheberrecht an ihren Bildern zugestanden). Sie hoben hervor, was im Vergleich zu anderen damaligen Abbildungstechniken das Besondere war. Massgebliche Autoritäten der damaligen Zeit argumentierten so, darunter der Universalgelehrte Alexander von Humboldt, der Physiker François Arago, die britische Royal Society, um nur einige zu nennen. Der Unterschied zwischen Bild und Objekt wurde indes nie verschwiegen. Damals behauptete niemand, dass eine Verwechslung zwischen beiden drohe; schliesslich hielt (und hält) Fotografie nur Teilaspekte der Welt fest, wobei die Verkleinerung, der Bildausschnitt, die Zweidimensionalität, die Beschränkung auf den Augensinn am auffälligsten sind. Die Eigentümlichkeiten der Fotografie sind seit 1839 weitgehend bekannt. Die Bilder stehen im Ruf, besonders viel Wahrhaftiges von dem zu vermitteln, was auf ihnen zu sehen ist, weil seit 1839 nicht die Unzulänglichkeiten, sondern vor allem die Ähnlichkeiten zwischen Bild und Objekt betont wurden.

Neben der gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Autorität kommt hier ins Spiel, dass mehr und mehr Menschen selbst zu Fotografen geworden sind. Die eigene Erfahrung erlaubt die Bestätigung des Bildes: «Ja, so sah es da aus» oder «hier erkennt man ganz deutlich, das ist Onkel Hans». Diese Haltung übertragen wir auf Fotografien in Zeitungen und Illustrierten. Von den Bildern wird erwartet, dass sie Gewusstes bestätigen, Geschichten preisgeben oder zumindest, dass sie zu wahren Geschichten gehören.

Foto: Keystone

Einer der Erfinder der Fotografie, Louis Jacques Mandé Daguerre.

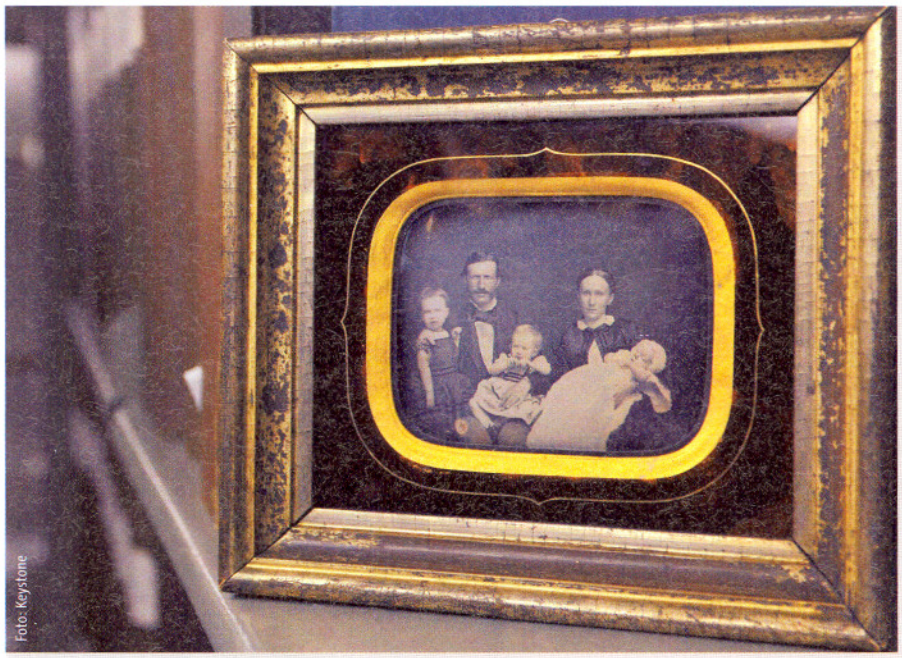
Eine Fotografie und ihre Bedeutung

Amerikanische Marines errichten einen Flaggenmast auf einer Anhöhe. Die Gruppe wuchtet einen Mast empor, der bereits zu ungefähr 45 Grad aufgerichtet ist. Die amerikanische Flagge bewegt sich schon im Lufthauch (Foto links).

Diese Fotografie wird als Symbol für den Sieg der Amerikaner über die Japaner im Zweiten Weltkrieg gedeutet. Sie stellt eine Szene dar, die sich am 23. Februar 1945 auf der japanischen Insel Iwo Jima abgespielt hat. Wir wissen, dass der Fotograf Joe Rosenthal die Szene hat nachstellen lassen. Wir wissen auch, dass der Krieg im Pazifik noch fast ein halbes Jahr weiterging. Das Foto zeigt also weder den Augenblick der Eroberung des höchsten Punktes von Iwo Jima noch einen entscheidenden militärischen Moment des Zweiten Weltkrieges. Dafür ist es kein Beweis. Tatsache bleibt aber, dass hier dargestellt ist, wie amerikanische Soldaten einen Flaggenmast auf einem geografisch erhöhten Punkt errichten, und dass das Bild aus dem Pazifikkrieg stammt, der im Februar 1945 schon länger zugunsten der Amerikaner verlief (das zeigt das Foto selbst natürlich nicht).

Diese Fotografie zeigt eigentlich wenig davon, was sie im Verlauf der Zeit immer mehr symbolisierte. Diese symbolische Bedeutung erhielt sich durch ihre Verwendung in den Medien: Zunächst wurde sie in Zeitungen und Illustrierten veröffentlicht, dann als Briefmarke und schliesslich auch in Filmen inszeniert (zum Beispiel in «Sands of Iwo Jima» mit John Wayne, 1949). Inzwischen gibt es das Motiv auch mehrfach als Skulptur (die erste wurde 1954 in Arlington eingeweiht).

Für Fotografien ist also ganz entscheidend, in welchem Zusammenhang sie erscheinen und was mit ihnen von wem erzählt wird. Rosenthals Fotografie ist deswegen zu einem der bekanntesten Bilder des 20. Jahrhunderts geworden, weil es wiederholt in den Medien präsentiert worden



Fotos als persönliche Erinnerungen: hier eine Familienaufnahme aus dem Jahr 1839.

ist. Es wurde mit einer Geschichte versehen, die dem Bildinhalt Sinn und Glaubwürdigkeit gab. Diese Geschichte steht zudem mit dem auf der Fotografie Gezeigten im Einklang. Auch die Person und Profession des Bildautors trug dazu bei: Er war ein Fotoreporter, der im Auftrag der angesehenen Presseagentur Associated Press und mit Genehmigung der US-Armee fotografierte. Das Bild erhielt 1945 auch noch den Pulitzer-Preis. Kurz: Personen und Institutionen bestätigten den Wert der Fotografie. Sie war glaubwürdig, weil für das Geschehen auch eine Reihe an Zeugen und Institutionen bürgen, nicht weil es eine Fotografie ist.

Fotografien werden dann misstrauisch betrachtet, wenn es Bilddetails gibt, die nicht «passen», oder wenn der zugehörige Text widersprüchlich oder falsch erscheint. Skepsis entsteht auch dort, wo eine Fotografie in einem wenig vertrauenswürdigen oder schwer kontrollierbaren Umfeld erscheint. Vorsicht ist geboten, wo Fotografie verwendet wird, um Unwahrscheinliches oder Unmögliches zu «beweisen», wie es bei Fotografien von UFOs der Fall ist. Klassische Fälschungen wie das Wegretuschieren ganzer Personen kommen meist ans Licht – viel besser lässt sich eine Meinung als wahrhaft verkaufen, wenn nicht retuschiert wird, sondern eine Interpretation mitgeliefert, ein Zusammenhang geschaffen wird.

Fotografie als Nachricht

Als Fotografie erstmals in der Presse verwendet wurde, sollte dies einen Faktor der Unsicherheit ausschalten. Diese Geschichte beginnt schon früh mit den ersten Aufnahmen, die noch als Originale in Bücher eingeklebt wurden, wie bei William Henry Fox Talbots «Pencil of Nature» (1844). Auch hier bürgte Talbots Name – er war ein angesehener Naturforscher und Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Vereinigungen – für die Bilder, die mit seinem Verfahren produziert wurden (es ist im Übrigen der Ursprung des Positiv/Negativ-Verfahrens, das wir noch heute kennen). Er beschreibt in den Texten, was zu sehen ist. So bestätigen sich Bild und Text gegenseitig. Für das Verfahren und die Wahrhaftigkeit bürgen der Autor und ein Stück weit auch das Medium – in Talbots Fall das gelehrte Buch. Dieses Prinzip wurde in den folgenden Jahrzehnten weitergeführt. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ermöglichte das Rasterverfahren schliesslich auch den direkten Druck von Fotografien mit Text. Seit den 1880er Jahren ist auch die Tagespresse fotografisch illustriert, wenngleich diese Entwicklung nur langsam fortschritt.

Ein zweiter sehr wichtiger Aspekt für die hohe Bedeutung der Fotografie in unserer Medienwelt ist, dass neben die Bürgschaft durch die Produzenten für das einschlägig gebildete Publikum ein traditionelles Vertrauen in die Genauigkeit der Fotografie trat. Immer mehr Menschen fotografierten selbst. Damit verbreitete sich das Wissen um die fotografischen Verfahren, und es stiegen auch die Anforderungen an die Fotografie; jedenfalls an die in Medien veröffentlichte und die privat genutzte.

Immer nur ein Ausschnitt

Der Umgang mit Fotografie hat zweifellos private Erinnerung und Medien stark verändert. Fotografie ist dabei scheinbar objektiv. Scheinbar, weil sich die Objektivität nur auf wenige Anteile des Abgebildeten bezieht: Dinge sind wieder erkennbar, ihre Form wird gezeigt. Das gilt noch mehr für jene Fotografien (wie die Flaggenhissung), die jahrzehntelang in der Öffentlichkeit präsent sind und unauflöslich mit einer bestimmten Erzählung verbunden bleiben. Die Fotografie überlagert das eigentlich sehr komplizierte Geschehen. Damit wird die Vielfalt von Ereignissen auf einen winzigen Ausschnitt eingeschränkt. Umso wichtiger ist es, nicht zu vergessen, dass es oft zahlreiche andere Darstellungen (in Fotografie, Text und Film) gibt, die andere Sichtweisen auf das gleiche Geschehen erlauben. Wichtig ist auch, immer wieder neu über das Verhältnis zwischen Fotografie und Wirklichkeit nachzudenken und stets kritisch mit Fotografie umzugehen. Fotografien können immer nur ein kleiner Teil der Zusammenhänge sein, die wir mit einem Blick zu erfassen meinen.

Dr. Jens Jäger ist Privatdozent für Neuere und Neueste Geschichte am Historischen Seminar der Universität Köln. Einer seiner Forschungsschwerpunkte bildet die Geschichte der Fotografie.